



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Bildungsepoche von Humboldt's Jugend.- Familie und erste Erziehung.-
Erste schriftstellerische Arbeit.- Fraueneinfluß.- Abgang zur Universität.-
Frankfurt. Göttingen.- Ausflüge von Göttingen.- ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Erster Abschnitt.

Bis zum Eintritt in den Staatsdienst.

Es waren die letzten Regierungsjahre Friedrich's des Großen. Das geistige Leben, welches sich unter der Anregung und dem Schutze des großen Königs entfaltet hatte, stand in Preußens Hauptstadt in voller Blüthe. Denn wenn Preußen im eminenten Sinne der Staat der Aufklärung war, so war Berlin das aufklärerische Hauptquartier. Friedrich selbst hatte den Beweis geliefert, daß man mit gesundem Verstande und mit tüchtigem Willen dem Leben einen allerhöchsten Ertrag abgewinnen könne. Er hatte mit der Moral und dem Geiste der Aufklärung ein respektgebietendes Staatswesen geschaffen. Kein Wunder, daß die Aufklärung, die Religion des mit Recht angestaunten Monarchen, zur Landesreligion wurde. Ebenso natürlich freilich, daß sie im Lande etwas anders aussah als am Hofe. Sie war am Hofe überwiegend französisch, sie wurde im Lande mehr deutsch. Ihr französischer Anstrich verband sich dort mit einer gewissen aristokratischen Haltung: sie wurde hier zu schlichter Bürgerlichkeit herabgestimmt. Hauptsächlich getragen von dem zahlreichen Beamtenthum, dessen sich der aufgeklärte Despotismus bediente, modificirte sie sich nach dem Maaß der Einsichten, der Empfindungen, der Bedürfnisse, die in der Schreibstube, dem engen Berufs- und Thätigkeitskreise des Beamten, Platz haben. Für den König mochte die spöttische Weisheit Voltaire's, die fragenhafte Theorie de la Mettrie's und der crude Materialismus des Systeme de la nature einen Reiz haben, wie die Gerichte französischer Köche auf seiner

Tafel — einen Reiz für seinen Verstand; denn seinen Stoicismus, seinen Glauben und vor Allem sein Genie hatte er für sich. Aber für den Hausbedarf mußte jene allzu spirituelle Philosophie ein wenig verdünnt werden. Sie brauchte nicht so consequent zugespitzt zu sein, und sie durfte nicht so rücksichtslos und so ungemüthlich sein. Wie viel mäßiger war doch die englische Moralphilosophie, wie viel solider, dem Nationalcharakter zusagender der Dogmatismus der deutschen, der Wolff'schen Philosophie. Hieran daher hielt sich der bürgerliche Verstand und das ehrliche Gemüth der Deutschen. Man hätte sich geschämt, unter Friedrich's Scepter an Gespenster oder an den Teufel zu glauben. Aber wenn man mit dem Aberglauben und der Schwärmerei fertig war — brauchte man deshalb jählings in Unglauben und Scepticismus überzugehen? Es gab eine goldene Mittelstraße. Diese Mittelweisheit, zu der es keines Genies und keiner moralischen Anstrengungen bedurfte, mit der man sich der Unkultur des Mittelalters um soviel überlegen und zugleich soviel glücklicher und besser fühlte als die Atheisten und Spötter Frankreichs — diese Mittelweisheit nahm die ganze Breite des deutschen Geisteslebens ein. In ihr fühlte man sich, für sie schwärmte man. Sie herrschte im Staat und in den Geschäften. Mit ihr kam man aus im Beamtenwie im industriellen Leben. Sie gab den Stoff des gesellschaftlichen Gesprächs her. Bei ihr schüttelte man sich in den Casino's und den Logen die Hände. Sie ertönte von den Kanzeln und Kathedern. In ihrem Geiste machte der Staat seine Gesetze, in ihrem Geiste bewegte sich die Wissenschaft. Der Religion zum Troste war man mit ihr fromm und der Poesie zum Troste machte man mit ihr Verse und raisonnirte man mit ihr über die Kunst. Es war eine Weisheit wie sie ganz dem Mittelmaasse geistiger Befähigung entsprach, welches von jeher das Maass der Menge gewesen ist, die sich die Gebildeten nennen. Viele freilich standen unter diesem Durchschnittsmaass, Einzelne über demselben. Schon hatte sich Lessing mit der unendlichen Elasticität seines Geistes hoch über das Niveau dieser Anschauungen hinausgeschwungen. Aus Eisen hatte er Stahl zu machen verstanden. Das Genie der Aufklärung, hatte er ihre Weisheit und ihren Verstand dergestalt zugespitzt, daß sie nicht wiederzuerkennen waren. Schon hatte andererseits Kant durch die Macht seines Geistes jene Anschauungen wunderbar vertieft, hatte

durch die Schärfe und Gründlichkeit nicht feines Denkens allein, sondern auch durch die Größe seines sittlichen Charakters den Grund einer neuen Wissenschaft und einer neuen Lebensordnung gelegt. Schon regte sich aller Orten ein frischerer und tieferer Geist, unklar noch und gährend, aber mächtig und geschäftig: denn schon hatte auch Göthe's Genius sich in wunderbaren Schöpfungen der Nation angekündigt, ein Stern der Zukunft und der Führer einer neuen Generation. Aber preussisch nach ihrer Ursprungsstätte und ihrem Charakter war von allen diesen Bewegungen nur die Kant'sche Neuerung. Alle ohne Ausnahme gingen sie außerhalb Berlin's vor sich. Berlin war noch der Sitz der Aufklärung, als im übrigen Deutschland der Stern derselben bereits im Untergehen begriffen war. Es war vor Allem der Sitz der aufklärerischen Propaganda. Noch immer kumstrichterten und kritisirten Nicolai und seine Freunde in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, um „Vorurtheile und Aberglauben“ zu bekämpfen. Nur eben erst war in der Berlinischen von Gedike und Viester redigirten Monatschrift ein zweites Journal entstanden, das im weitesten Umfange die „Verbreitung nützlicher Aufklärung“ und die „Verbannung verderblicher Irrthümer“ sich zur Aufgabe gesetzt hatte. Von Berlinern wurden diese Journale redigirt; von Berlinern wurden sie zum größten Theile geschrieben. Berlin hatte den Ehrgeiz, eine literarische Großmacht zu sein und den Ehrennamen Preußens, als des protestantischen Staates, des Staates der Aufklärung zu vertreten. Aufklärung wurde identisch mit Berlinismus. In demselben Sande, wo die Kiefern des Thiergartens wuchsen, gedieh auch dies trockne Verstandesthum am besten. Aber hier auch nahm diese ganze Richtung am meisten von dem Geiste des preussischen Staates und ein gut Theil von dem Glanz und dem Anstand einer Residenz an. Nicolai war ein Günstling Herzberg's, Viester stand in intimen Beziehungen zu Zedlitz. Es gab eine gewisse Continuität und Solidarität zwischen den Staats- und den literarischen Interessen. Die Staatsmänner interessirten sich für Fragen der Wissenschaft. Die Männer der Literatur interessirten sich für praktische Fragen. Jene ließen sich gelegentlich auf Debatten über die Grenzen der Toleranz oder über das Verhältniß des Scepticismus zum Aberglauben ein; diese wiederum verschmähten es nicht, sich auf Finanz-

wissenschaft und Staatsökonomie einzulassen. Die Aufklärung der Berliner zeichnete sich durch einen gewissen Universalismus und eine gewisse Tendenz auf's Praktische aus. Sie bekam andererseits eine gewisse hauptstädtische Politur. Eine Liberalität des Umgangs, sehr entfernt von dem Pedantismus professorischer Cirkel, verbreitete einen wohlthätigen Einfluß auch auf die Literatur. Die Langweiligkeit der Berliner Kanzelredner war nicht ohne Eleganz. Von dem Verkehr in den Gesellschaftszimmern der höchsten Staatsbeamten ging etwas in den Ton der Berliner Schriftsteller über. Sie waren bestrebt, den von Friedrich partiell bevorzugten Franzosen in Glätte und Leichtigkeit nichts nachzugeben. Wie Ramler seine Verse, so feilte Mendelssohn seine Prosa, und Engel erwarb sich bei dem eleganten Berliner Lesepublicum den Ruf, so geistreich und so anmuthig wie Platon, so correct und so beredt wie Cicero zu schreiben.

In diese Bildungsatmosphäre fällt die Jugend Wilhelm's von Humboldt.

In dem Hause des Major's und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt, altadeligen Geschlechts, war Joachim Campe Hauslehrer. Es war ihm hier die Erziehung eines älteren Sohnes der Frau von Humboldt, einer gebornen von Colomb, aus ihrer ersten Ehe mit dem Baron von Holwede, anvertraut. So kam es, daß der nachmals berühmte philanthropische Pädagog, ein Aufklärer vom echten Schrot und Korn, auch die Söhne zweiter Ehe, Carl Wilhelm von Humboldt, der in Potsdam am 22. Juni 1767 geboren war, und den zwei Jahre jüngern Friedrich Heinrich Alexander in den Anfangsgründen alles Wissens zu unterrichten hatte. Beide Brüder waren darauf, nachdem Campe um die Mitte der siebziger Jahre das Haus verlassen hatte, der Leitung eines anderen Hofmeisters, des später im preussischen Staatsdienst und durch Stein's Freundschaft ausgezeichneten, damals nur erst zwanzigjährigen Kunth übergeben worden. Kunth war schon damals kenntnißreich und von wackerer Gesinnung, aber über seine Jahre ernst und nüchtern, dem regfamen Geiste seiner Zöglinge wenig gewachsen, — eine Natur von dem Stoffe, aus welchem treue Arbeiter und gute Beamte gebildet werden.¹⁾

1) Siehe den nach Perz, Leben Stein's VI. S. 789 auf Wilhelm von Humboldt's Veranlassung von dem Staatsrath Hoffmann verfaßten Nekrolog Kunth's in der Staatszeitung vom 3. November 1829. Außerdem Fürst, Henriette Herz S. 148.

Frühzeitig, im Jahre 1779, starb den Söhnen der Vater. Die Mutter war leidend und durch ihr Leiden öfter verstimmt. Was ihnen nun hierdurch an Jugendfreude verkümmert werden mochte, das ersetzte doch wieder die treue Erziehersorge der Mutter und des Hofmeisters, der jener alsbald zum Freund und Berather wurde. Die Mutter zwar vertauschte nur im Winter den Aufenthalt auf ihrem Gute in Tegel mit dem Aufenthalt in dem nahen Berlin. Die Söhne jedoch blieben mit Kunth auch des Sommers hier, um gewöhnlich nur des Sonntags nach dem anmuthigen Landsitze am See hinüberzureiten.¹⁾ Alles was die Hauptstadt an Bildungsmitteln besaß ward für die Ausbildung der Brüder herbeigezogen. Durch mannigfachen Privatunterricht wurden sie zur Universität vorbereitet. Durch Kunth's Vermittelung wurden sie in jene Kreise hineingezogen, in denen der Geist der Aufklärung seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Aufgefordert von dem Minister von Schulenburg las vom Herbst 1785 bis Sommer 1786 Dohm für einen jungen Grafen Armin eine Reihe statistisch-politischer Vorträge. Die Humboldt's nahmen daran Theil.²⁾ Auf Engel's Veranlassung hielt ihnen Klein, seit 1781 Mitarbeiter an der großen preussischen Gesetzgebungsreform, Vorlesungen über das Naturrecht³⁾. Der Hauptantheil aber an unseres Humboldt Bildung gebührt, nach dessen eigenem Zeugniß,⁴⁾ demselben Manne, der später der Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's III. war. Engel war es, der seinen jugendlichen Geist mit jener bescheidenen und moderaten, jener praktisch-verständigen, menschenfreundlichen und lebenswürdigen Philosophie vertraut machte, in deren Vortrag er neben Garve und Mendelssohn sich auszeichnete. Engel war es, der ihn zugleich den Geist und die Form eben dieser Philosophie in den Schriften des Xenophon und Platon, des Cicero und Seneca suchen lehrte. Es war ohne Zweifel ein Glück, von Engel gebildet zu werden. Denn in ihm, in der That, erschien die Aufklärung in den lebenswürdigsten For-

1) Briefe an eine Freundin I. S. 164.

2) In Gronau's Lebensbeschreibung Dohm's S. 127 bei Schlesier. I. 12. Vergl. Briefe an eine Freundin I. 84.

3) Lowe, Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, Selbstbiographie von Klein, S. 59.

4) Gesammelte Werke III. 108 vergl. Selbstbiographie von Klein a. a. D.

men. Nichts in dem Manne erinnerte an Genialität. Allein es war in ihm eine schöne und gleichgewogene Mischung von Verstand und Gefühl, eine wohlthunende Klarheit und ein sicherer Geschmack. Die haubackene Weisheit der Popularphilosophie erschien bei ihm vor Allem durch einen Beisatz von Feinheit und Grazie gewürzt. Er war recht eigentlich ein „Philosoph für die Welt“. Es ist unmöglich ohne die poetische Ader Platon's Platonischer und ohne die Schärfe und Kühnheit Lessing's Lessingischer zu sein als Engel. Zwar die Klarheit Engels war ein wenig wässerig und seine vielgerühmte Correktheit ein wenig trocken und langweilig. Seine Liebenswürdigkeit war etwas weichlich und die Grazie seines Stils ein wenig leer und matt. Ganz echt ist auch die vielbelobte äußere Form nicht, die diesem Manne zu Gebote stand. Denn diese Gutmüthigkeit und Urbanität ist die des Kinderfreundes und diese dialogische Form verräth mehr den Schulmeister als den Platoniker. Nur desto besser jedoch. Was der Schriftsteller und der Philosoph verliert, das gewinnt der Lehrer und Pädagog. Und ein trefflicher Lehrer war er ohne Zweifel vorzugsweise für Humboldt. Wenn in diesem nur einigermaßen der Keim zu dem lag, was er später wurde, so mußte ihn ebenso die elegante Form, wie die korrekt-logische Anschauung des Lehrers ansprechen. Jene klang an den ästhetischen Sinn und das weiche Gefühl, diese an den scharfen und feinen Verstand an, die beide die Mitgift seiner Natur waren. Gewagt zwar ist es vielleicht, in der analytischen Feinheit, in der korrekten Bescheidenheit, in dem psychologischen Interesse, in der stilistischen Sorgfalt, in der unerschütterlichen Mächtigkeit des späteren Humboldt noch die Spuren des Einflusses von Engel's Unterricht entdecken zu wollen. Unzweifelhaft aber ist es, daß dieser Einfluß in dem ältesten Aufsatze hervortritt, den wir überhaupt von Humboldt besitzen, einem Aufsatze, den er als neunzehnjähriger Jüngling an Böllner zur Einrückung in dessen „Lesebuch für alle Stände“ überließ¹⁾. Er spricht es seinen Lehrern nach, daß in den Fragen über Vorsehung und Unsterblichkeit jene wahre Philosophie enthalten sei, welche „brauchbare Resultate für das praktische Leben“ liefere. Der junge Schriftsteller steht ganz auf dem Standpunkte jener maßhaltenden deutschen Popularphilosophie, welche nichts mit gewagten Hypothesen und

1) „Socrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit“. Abgedruckt in den G. W. Bb. III. S. 103 ff.

nichts mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik zu thun haben will und welche mit dem „durch die Gründe des Herzens unterstützten Beifall des geraden und unparteiischen Menschensinnes“ zufrieden ist. Er ist ganz der Ansicht des ehrlichen Tobias Witt, der seine Geschichten zur Empfehlung der goldenen Mittelstraße immer paarweise erzählte. Er denkt genau wie der Herr von Millwitz, welcher seinem Freunde, dem Baron, das theuer erstandene Exemplar des *Systeme de la nature* in's Feuer wirft und ihm dafür am Tage darauf die „natürliche Religion“ des Reimarus zuschickt. Ganz so erklärt sich der junge Schriftsteller mit der gleichen Entschiedenheit gegen den Scepticismus und gegen die Schwärmerci für die echte Weisheit einer Kopf und Herz gleichmäßig befriedigenden Aufklärung. Zugleich jedoch ist er ein Freund der Alten. Er liebt sie, er beurtheilt sie in derselben Weise etwa wie die Ramler und Gedike, die Engel und Garve. Er ist weit entfernt von dem Aufklärungsstolz, als ob unser Jahrhundert unendlich erleuchteter als alle vorangegangenen sei. Man kann nach ihm noch heute nirgends besser Logik lernen als aus dem Gespräche des Sokrates mit Menon, und nirgends besser Moral als aus der Abhandlung welche Tullius an seinen Sohn Marcus schrieb. Ebenso kann man sich über die Fragen der natürlichen Religion bei Xenophon und Platon, bei Cicero und Seneca Rath's erhalten. In den Zeiten, meint er, da diese Männer lebten, war zwar die Aufklärung nicht so allgemein wie heutzutage, aber einige wenige Weisen waren im Besitz, zum Theil im geheimgehaltenen Besitz von Wahrheiten, die noch heut Wahrheiten sind. Sokrates und seine Schüler, mit anderen Worten, würden dem 18. Jahrhundert keine Schande machen, und dieses Jahrhundert vergiebt sich nichts, wenn es den Gesprächen der Akademie und des Lyceums gelegentlich zulauscht. Der junge Freund der Philosophie, nicht unbewandert in Wolf, wohlvertraut mit den Schriften der Garve, Engel und Mendelssohn, faßt daher die Idee, „zu untersuchen, wie man in den blühendsten Zeiten Athen's und Rom's über Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit gedacht,“ er geht daran, aus den philosophischen Schriften der Griechen und Römer mehrere Stücke, welche diese Materie behandeln, zu übersetzen, um sie zuletzt wo möglich zu einem Ganzen zu ordnen. Engel hat diesem Voratz seinen Beifall gegeben. Nur eine Probe freilich ist fertig geworden — eine Uebersetzung zweier Stellen aus Xenophon's Memorabilien und

einer größeren aus den Platonischen Gesetzen. Sie sollen dienen, uns die Aufklärung der alten Philosophen zu zeigen, während in einzelnen Anmerkungen gelegentlich den anscheinenden Lücken dieser Aufklärung gelinde nachgeholfen wird.

Nicht bloß der Unterricht Engel's indeß war unserm Humboldt an solcher Denk- und Anschauungsweise Schuld. Der junge Mann, dessen Arbeiten nicht unwerth befunden wurden, in den Sammelwerken der Berliner einen Platz zu finden, war bald ein gerngesehenes Mitglied auch in ihren geselligen Kreisen. Seine eigentlichen Lehrer waren aus dem Kreise der Freunde Mendelssohn's: in diesen Kreis selbst war ganz und gar sein Leben und seine Bildung mitten hineingestellt. Wie ein Jüngerer mit Aelteren, verkehrte er mit den Freunden seiner Lehrer, mit Männern wie Biester, Friedländer, Herz, Ramler, Moritz, Teller u. A. Und wie beschaffen immer der Geist war, welcher diese Männer beherrschte: er hatte das Gute, daß er ein bindender und tragender Geist war. Man fühlte sich in der Gemeinschaft eines Strebens, von dessen Berechtigung und Werth man unerschütterlich, ja enthusiastisch überzeugt war. Solche Ueberzeugung, die gleichsam in geschlossenen Gliedern ging, hatte etwas Imponirendes. Ein junger Mann von Verstand konnte nicht anders als sich wohl fühlen in einem Circle, der sich überdies durch ein jugendliches Leben, durch geistige Regsamkeit, durch Ungezwungenheit, durch wahrhafte Liberalität auszeichnete. Ein philosophisch-literarischer Klub, in welchem wissenschaftliche Abhandlungen eingeliefert und kritisiert wurden, Lesegesellschaften, in denen die neuesten Erscheinungen der Tagesliteratur vorgetragen wurden, vereinigten die Freunde. An letzteren wenigstens theilhaftigten sich auch die jungen Humboldt's und bald schloß sich namentlich der ältere von Beiden an einzelne jener Männer enger an. Er ward insbesondere mit Biester und David Friedländer näher verbunden. Er war, als er Berlin verließ, ein Engelianer und Biesterianer, ein Apostel der Berliner Monatschrift, erfüllt mit den Tendenzen der Berliner Aufklärung.

Allein seine Natur, wie willig sie sich auch nach ihrer verständigen Seite, in die „logische Erziehung“ fügte und sich in dem trockenen und nüchternen, aber ehrlichen und gesunden Berliner Wesen festsetzte, hatte noch ganz andere Bedürfnisse. Er hatte sinnliche Bedürfnisse. Er hatte Herzensbedürfnisse. Und die Wahrheit ist:

auch die Berliner Aufklärungshelden gingen nicht ganz in ihrem Verstandesenthusiasmus auf. Nicht alle waren sie so stoische Weisen wie Mendelssohn, nicht alle so hölzern-trockene Gefellen wie Nicolai. Am liebsten machte sich ihr analytischer Scharfsinn mit den Problemen der Psychologie zu schaffen. Diese, die Zergliederung der Empfindungen, die Beobachtung des eigenen Ich, war die eigentliche Delicateresse der Popularphilosophie. Die stereotype Verbindung von Kopf und Herz war nicht blos eine Phrase. Die Moral und Aesthetik jener Männer beruhte vorzugsweise auf ihrem Interesse für das menschliche Herz. Mit einem Sprung in die Empfindungen des Herzens retteten sie sich vor der Kälte sowohl, wie vor der Oberflächlichkeit ihres Raisonnements. Hier fanden sie Absolution von den Trivialitäten ihres Glaubens, von dem Pelagianismus ihrer Moral. Mit ihrem Haß gegen alles Excentrische und Schwärmerische, schämten sie sich der Thränen nicht, die sie bei den rührenden Scenen eines Iffland'schen oder Kotzebue'schen Stückes nicht zurückhalten konnten, ja sie sympathisirten, nach vorausgeschickter Verwahrung gegen die Consequenz des Selbstmordes, mit den Empfindungen und Leiden des Göthe'schen Werther. Der Reiz endlich, welchen sie in ihrem geselligen Verkehr fanden, beruhte mindestens ebenso sehr auf der Gemeinschaft ihrer Ueberzeugungen wie auf dem Vergnügen, das ihnen das gegenseitige Auskramen ihrer Gefühle und Stimmungen bereitete. Ueberwog aber freilich bei dem männlichen Theil der Gesellschaft die Verstandesrichtung, so waren dagegen die Frauen die eigentlichen Conductoren des empfindsamen Fluidums. Bei den Frauen, den ohnehin Empfänglicheren, mußte sich wohl zuerst die Langeweile gegen die altkluge Vernünftigkeit und das philiströse Einerlei einstellen. Hier zuerst zündete die junge, süddeutsche Literatur der überschwenglichen Empfindung und der pathetischen Leidenschaft. Es störte den Hausfrieden wenig, wenn der ehrliche Marcus Herz die Produkte der neuen Schule für Unsinn erklärte, an denen das Auge seiner Gattin mit schwärmerischem Entzücken hing. Die Weiber machten Propaganda, soviel sie konnten. Und da sie zugleich verständig und schön waren, so konnten die Jüngeren nicht wohl widerstehen. Die Sehnsucht nach einer romantischen Dase inmitten der rationalistischen Wüste machte sich geltend. Hatte doch

die Aufklärung selbst in dem Humanitätsbunde der Freimaurerei ihre Mysterien und den ganzen Apparat romantischer Schwärmerei. Die Orden und Verbindungen überhaupt waren an der Tagesordnung. Man begann also auch in Berlin gelinde zu schwärmen. Auf der einen Seite angeschlossen an die Verständigkeit der Männer und treu den Lessing-Mendelssohn'schen Traditionen, gab man sich andererseits dem Gefühlsleben, den Reizen des Geheimnisses und der Schwärmerei hin. Einer der zuerst Angesteckten, einer der gelehrigsten Jünger war Wilhelm von Humboldt. Denn es war eine mächtige Sinnlichkeit und ein reiches Empfindungsleben in ihm. Er hatte nicht nöthig, wie so viele Andere, die Sentimentalität sich anzulügen und Komödie damit zu spielen. Eine Frau nun besaß das damalige Berlin, in welcher neben unvergleichlicher Schönheit Geist und Empfindung in reichem Maaße war. Durch Kunth war der junge Mann in dem Hause von Marcus Herz eingeführt. Wie sehr er Profession von der Aufklärung machte: es hinderte nicht, daß sein Gefühl für die schöne Frau, für Henriette Herz, zur Leidenschaft aufwallte. Diese dafür gewann eine sichere Superiorität über ihn. Sie führte ihn in die Welt ein. Sie machte ihn bekannt mit ihren Freundinnen. Im Kreise dieser Freundinnen und ihrer Freunde kam es darauf zur Stiftung eines Bundes, in dem sich der Moralismus der Männer mit der Empfindsamkeit der Weiber amalgamirte. Es war eine Art Tugendbund, dessen Zweck gegenseitige sittliche und geistige Bildung, sowie Uebung werthätiger Liebe war. Natürlich hatte der Bund seine ordentlichen Statuten und seine eigenen Chiffren. Das vertraute Du verband alle Mitglieder. Auch Auswärtige zählten zu diesen. War es doch besonders reizend, in Geheimschrift mit diesen zu correspondiren, um in gegenseitigem Herzenserguß sich zu genießen. Ohne Zweifel waren das Spielereien und kindische Dinge: heutzutage, vermuthen wir, würde sich ein zwölfjähriges Mädchen zu alt dafür halten. Es war den Damaligen mit diesen Spielen bitterer Ernst. Man hatte im Bundesrath beschlossen, auch Wilhelm von Humboldt in den Bund aufzunehmen. Der gute Junge mochte sich nicht allzu stoisch in der letzten Zeit gehalten haben. Mit zerknirschem Gemüthe daher stürzte er zu seiner Vertrauten und erklärte ihr, daß er sich leider der ihm zugebachten Ehre nicht wür-

dig fühle. Aber solche Reuescenen waren eben recht im Geschmack der Weiber. Er empfing Absolution. Er ward feierlich initiirt.¹⁾

Inzwischen war die Zeit gekommen, wo die Brüder Humboldt Berlin verlassen sollten. Das Herz voll empfindsamer Aufregung, schwärmend in Gefühlen der Liebe und Freundschaft, dabei auf der anderen Seite fest in den Anschauungen und Begriffen der Berliner Aufklärung ging Wilhelm, begleitet von seinem Bruder und dem Hofmeister, im Herbst 1787 auf die Universität nach Frankfurt a. D., schon durch die Vorlesungen von Dohm und Klein auf das Studium der Jurisprudenz vorbereitet. Bereits Ostern des folgenden Jahres indeß vertauschte Wilhelm Frankfurt mit Göttingen. Er war zum ersten Male allein und sich selbst überlassen. Das „steife, ungesellige Göttingen“, wie Forster es nennt, bildete einen ziemlichen Contrast zu dem social-lebendigen Berlin, und selbst zu Frankfurt, wo er überdies in dem Hause eines seiner ehemaligen Lehrer, des Professor Köffler, gewohnt hatte. In wissenschaftlicher Beziehung dagegen bot das damalige Göttingen dem Studirenden eine reiche Ausbeute. Neben den Juristen, einem Pütter, Kunde, Martens u. A., war insbesondere die philosophische Fakultät reich besetzt. Hier lehrte Michaelis, Blumenberg, Kästner und Lichtenberg; hier die Historiker Schlözer, Gatterer und Spittler. Gegen die eigentliche Philosophie zwar verhielt sich die Georgia Augusta spröde. Von dem effektischen Feder war für das Verständniß Kant's wenig mehr zu gewinnen, als was schon in Berlin an den Jüngling gekommen sein mochte. Kant also mußte in seinen Schriften studirt werden. Aber desto glänzender vertrat Heyne die Philologie. Er erklärte den Horaz, den Homer und Pindar; er las zugleich über Literaturgeschichte und Antiquitäten. Und wichtiger noch als Heyne's Vorlesungen wurde dem Jüngling Heyne's Haus. Denn obgleich Therese, die Tochter des großen Philologen, bereits die Gattin Georg Forster's war, so schrieb er doch so leidenschaftlich über sie an seine Freundin Henriette Herz, als ob sie noch für ihn zu erwerben gewesen wäre. Mit ihr durfte er jenes Empfindungsleben fortsetzen, das ihn in Berlin so gereizt hatte. Tief, in der That, war er in dasselbe verwickelt. „Tage seliger Erinnerung“ werden auch für ihn jene drei Julitage gewesen sein, die er auf einem

1) Erzählung von Henriette Herz in der Schrift von Fürst.

Ausflug von Göttingen mit einer wenige Jahre jüngeren Pastorstochter in den Alleen und Thälern von Pyrmont zubrachte. Das Stammbuchblatt, welches er dieser Freundin zurückließ, läßt uns einen Blick in die Stimmungen und Empfindungen dieser Zeit thun. Er ist voll von jenem Idealismus, dem die Ideen des „Wahren, Guten und Schönen“ noch keine Trivialitäten geworden sind und zugleich voll von jener weichen Jugendlichkeit, der es eine größere Seligkeit ist, jenes Gefühl mit einer mitempfindenden, weiblichen Seele zu theilen.¹⁾ Auch die ersten Männerfreundschaften erblühten in dieser Universitätszeit. Die mit dem Grafen Dohna-Schlobitten, mit dem er später in staatsmännischer Thätigkeit zusammenwirken sollte, hatte sich schon in Frankfurt angeknüpft und wurde in Göttingen fortgesetzt. Ein anderer seiner Göttinger Freunde war der nachmalige hannöversche Arzt Johann Stieglitz. Dieser rettete ihn einst, wie Varnhagen erzählt,²⁾ als er bei einem Bade in der Leine in Gefahr war zu ertrinken. Der Vorfall läßt uns erkennen, wie sich Empfindsamkeit bei ihm in die kühlste Verständigkeit tief versteckte. „Humboldt“, so berichtet Varnhagen, „erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an die ferne Geliebte; aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon; er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spazieren.“

Epoche machend aber für Humboldt's Bildungsgang war eine Bekanntschaft, die er gleichfalls in Heyne's Hause machte. Aus Wilna zurückgekehrt, hielt sich der Gatte von Therese Heyne vor seiner Niederlassung in Mainz während des Sommers 1788 in Göttingen auf. Der ältere Mann mochte während dieser Zeit nur wenig auf den Jüngling geachtet haben. Er überließ ihn seiner Therese. Erst als Forster Göttingen verließ, verwandelte sich die Bekanntschaft in Freundschaft. Humboldt hatte die Herbstferien zu einer Rheinreise bestimmt, Forster war gleichzeitig in Begriff nach Mainz überzufiedeln. Ein Forster'scher Empfehlungsbrief sollte Humboldt bei Johannes Müll-

1) Charlotte Diebe war der Name der Freundin, und an sie sind die schon öfters angezogenen „Briefe an eine Freundin“ gerichtet, denen wir auch diese Notiz entnehmen.

2) Denkwürdigkeiten V. 129 (zweite Aufl.)

ler einführen. Alles Menschliche, so lautete die Empfehlung, interessire denselben. Sein Wahlspruch sei das Terenzische homo sum, humani nihil a me alienum puto. Geschichte und Politik beschäftige ihn am meisten, nicht minder der Charakter berühmter und ausgezeichnete Zeitgenossen.¹⁾ Das Signalement, denken wir, wird zugetroffen haben. Denn in dem anthropologischen Interesse berührte sich in jener Zeit überhaupt der nüchterne Beobachtungssinn und der psychologische Pragmatismus der Aufklärung mit jenem aus dem Bedürfnis des empfindsamen Herzens hervorgegangenen Cultus der Individualitäten. Deshalb trieb der kritische Lichtenberg in seiner Weise so gut Physiognomik, wie der begeisterte Lavater, deshalb machte Nicolai und Consorten eben so gut wie Jacobi und Consorten auf Menschenkenntniß Jagd. Diese Menschenkenntniß und dies Kennen von Menschen war durchweg an der Tagesordnung. Ein Drittheil des Lebens verging mit Brieffschreiben, ein anderes Drittheil mit dem Empfangen durchreisender Fremder oder Freunde. In diesem Interesse daher war auch Wilhelm von Humboldt auf's Tiefste befangen und wir werden finden, daß es bei ihm eine Wurzel hatte, tiefer und kräftiger als bei allen seinen Zeitgenossen. Er, in der That, trieb dieses Menschenstudium mit mehr Verstand und mehr Systematik, gründlicher und erfolgreicher als irgend ein Anderer. „Ich hatte damals“, so spricht er fast vierzig Jahre später selbst davon,²⁾ „eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Die Hauptsache lag mir an der Kenntniß. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassificirte mir die Menschen, verglich sie, studirte ihre Physiognomien, kurz, machte daraus, soviel es gehen wollte, ein eigenes Studium.“ So wollte er also auf dieser Rheinreise den Rhein, vor Allem aber die am Rhein wohnenden Notabilitäten sehen. Er wollte Müller und Heintze sehen; er sah in Offenbach Frau La Roche³⁾. Bei Forster, der sich inzwischen seit wenigen Tagen in Mainz etablirt hatte, machte er sofort eine mehrtägige Gast.

1) G. Forster's sämtliche Schriften VIII. 22. Auch die folgende Darstellung beruht größtentheils auf dem Forster'schen Briefwechsel.

2) Briefe a. e. F. I. 167.

3) Ebenbas. I. 276.

Den Rhein abwärts reisend, verweilte er in Aachen zehn Tage bei seinem ehemaligen Lehrer Dohm, der jetzt als Gesandter Preussens am niederrheinisch-westphälischen Kreise angestellt und mit der Aachener Verfassungsangelegenheit beschäftigt war. Abermals mit einem Forster'schen Empfehlungsbrief führte er sich sodann bei Jacobi in Pempelfort ein. Er mußte Jacobi's Gast sein und die liebenswürdige Gastfreundschaft desselben hielt ihn so lange, daß er den Plan, seine Pyrmonter Bekanntschaft in ihrem elterlichen Hause aufzusuchen, aufgab. Der Wiederbeginn der Collegia rief ihn nach Göttingen zurück.

So sehen wir Humboldt auf einmal mit einer Anzahl Menschen in Berührung kommen, deren Ansichten und Treiben mehr oder weniger in einem Gegensatz zu dem seiner Berliner Freunde und Lehrer stand. Ja, zum Theil in einem partiischen Gegensatz. Die Männer des Gefühls und des Glaubens, die Geistreichen und Ueberschwenglichen waren eben damals mit den Berlinern in einen Krieg voll leidenschaftlicher Aufregung verwickelt. Der nüchterne Nicolai hatte in seiner Reisebeschreibung zuerst auf die Gefahren hingewiesen, welche dem Protestantismus und der Aufklärung von der unermüdllichen Thätigkeit des Papismus und von den Untrieben der Jesuiten drohten. Die Berliner Monatschrift hatte alsbald in diesen Ton eingestimmt. In Bießer verband sich der ganze Eifer für die Aufklärung und die Interessen der Vernunft mit der ganzen Betribsamkeit des Bibliothekars und Statistikers. Er war ein zu warmer Freund von Licht und Recht, ein zu guter Protestant, als daß er nicht einen herzlichen und ehrlichen Widerwillen gegen Alles hätte haben sollen, was Vorurtheil und Aberglauben hieß. Er war zu brav, ehrlich und rechtschaffen, als daß er nicht voll Zorn gegen Alles hätte sein sollen was nach Betrug und Täuschung aussah, ein unerbittlicher Feind aller Intrigue und aller geheimen Machinationen. Er war endlich ein zu praktischer und realistischer Mann, als daß er sich hätte Illusionen über die gesicherte Stellung des Protestantismus, über die Unschädlichkeit der Anstrengungen der Obscuranten hingeben sollen. Die weltunerfahrene Gutmüthigkeit und der gutmüthige Idealismus Garve's verstimmte und ärgerte ihn. Es war ein gouvornementaler Instinkt in ihm, den seine Stellung als Sekretär bei dem Minister von Zedlitz vermehrt haben mußte. Die Aufklärung und ihr Gegentheil waren ihm nicht bloß geistige, sondern es waren

ihm praktische und Staatsfragen. Er fühlte sich berufen, sie literarisch zu fördern, wie Friedrich's Politik sie durch Staatsmaafregeln gefördert hatte. Die allgemeine Monatschrift wurde daher zu einem polizeilichen Aufklärungsbüreau, in welchem alles Verdächtige und Verbrecherische angemeldet wurde. Durch Lectüre, Bekanntschaften und Correspondenzen stets vielfach unterrichtet, war Biester und seine Freunde unermüdblich in der Mittheilung von Thatfachen und Actenstücken zur Enthüllung jesuitischer Umtriebe und katholischer Befehrungsversuche, zur Aufdeckung der Gefahren, die von der um sich greifenden Geheimbündelei, von Mysticismus und Aberglauben drohten. Alles das waren keineswegs blos Gespenster. Einzelne der beigebrachten Zeugnisse waren unwiderleglich, einzelne Aergernisse, welche aufgedeckt wurden, waren eclatant; andere, die minder zweifellos schienen, empfingen später eine glänzende Rechtfertigung. Es war freilich auf der anderen Seite in alle dem Manches, was nicht unbedingte Billigung finden konnte. Die gemachten Mittheilungen waren nicht immer discret. Die daraus gezogenen Schlüsse waren nicht immer bündig. Die literarische Aufklärungspolizei täuschte sich zuweilen in ihren Vermuthungen, sie witterte jesuitische Umtriebe, wo keine waren. Die Uebereifrigen bekamen das Ansehen, selbst zu intriguen, indem sie in Alles Intriguen hinein pragmatisirten. Sie hatten ihr eignes, etwas knappes Maaf für das was vernünftig und aufgeklärt sei. Sie glaubten, wie Jacobi ihnen sagte, daß „ihre Meinung die Vernunft und die Vernunft ihre Meinung sei.“ Ihr Aufklärungseifer bekam einen Anstrich von Fanatismus und ihre Wachsamkeit einen Anstrich von Inquisition's- und Verfolgungssucht.

Kein Wunder, daß die offizielle Miene, mit der die Berliner ihr rationalistisches Zion bewachten und mit der sie auf ihre Aufklärung pochten, in den Kreisen der Männer übel vermerkt ward, die ohnehin diesem trocknen Verstandesthum sich abneigten und in ihrem überwältigenden Gemüthe ein ganz neues und höheres geistiges Leben zu umfassen meinten. Schon in dem um den Schatten Lessing's geführten Jacobi-Mendelssohn'schen Streite war der Gegensatz dieser Richtungen schneidend genug an den Tag gekommen. Nun aber hatten die Berliner auch die Thorheiten und Absurditäten Lavater's vor ihr Forum gezogen, sie hatten auch an ihm, dem Narren jeder albernsten Schwärmerei und Mystification, an ihm, dem Hauptheiligen und Propheten des

neuen Genialitätswesens, die Gefahren illustriert, die dem Protestantismus von Seiten des lauernden Jesuitismus und Katholicismus drohten. Das war ihnen nicht zu verzeihen. Nun brach in den Reihen des Gefühls- und Geniemenschen ein Sturm gegen die Nicolaiten und Biesterianer los. Hatten diese den Ueber- und Aberglauben in allen Gestalten gezüchtigt, so wurde ihnen nun von den Schloffer, Jacobi und Lavater mit dem Vorwurf des Unglaubens und des Naturalismus gedient. Sie hießen diesen „Spione und Spionengenossen, Hierarchen und Inquisitoren“, es ward ihnen „philosophischer Papiismus und Hyperkryptojesuitismus“ vorgeworfen. Jacobi vor Allen erhigte sich. Erhigte sich so sehr, daß ihm selbst Hamann zurufen mußte, die Feder niederzulegen und durch seine Polemik gegen die feindseligen Berliner nicht deren „orthodoxen und zelotypischen Gegnern in die Arme zu sinken“. Er sowohl wie Schloffer hätte so gern mit dem Geiste Lessing's gegen die gestritten, die sich par excellence die Freunde Lessing's nannten. Allein vergebens stopfte er seine Declamationen gegen die Berliner mit Stellen aus den Antigöthischen Schriften voll, wenn er sie doch gleichzeitig mit Hamann'schem und Lavater'schem Schwulst verbrämte. Sein Gefühl, seine Natur, sein Temperament ging mit seinem Verstande, seinem Edelsinn, seinem Lessingianismus durch. Ehe er es sich versah, war er intoleranter, ungerechter und mehr im Unrecht als seine Gegner. Er wollte die Vernunft vertheidigen, und er vertheidigte einen Narren wie Lavater und einen Clenden wie Stark. Er entrüstete sich über das Spioniren, Verdächtigen und Anklagen, und gleichzeitig war sein edles Herz überzeugt, daß der ehrliche Biester zum mindesten „ein Schurke“ sei.

Mit diesem Manne nun, dem bedeutendsten ohne Widerrede des ganzen Genialitätskreises war für Humboldt eine Bekanntschaft durch Forster vermittelt worden. Es hätte dieser Vermittelung für den Freund Biester's und der übrigen Antijacobiten nicht bedurft. Der lebenswürdige Wirth von Pempelsfort, der sich sogar bei Nicolai dafür verbürgte, daß er an seinem Tische nicht ein Capithenmahl finden werde, nahm den jungen Mann mit einer Freundschaft auf, die diesen ebenso überraschte, wie sie ihm wohl that. Ein Gentleman war zu einem Gentleman gekommen, ein Mann von Geist zu einem anderen Manne von Geist. Der Jüngere ward durch die Zu-

vorkommenheit, Offenheit und Mittheilbarkeit des Aelteren, dieser durch die eingehende und verstehende Empfänglichkeit jenes, die ihm an den Berlinern neu war, — nicht wenig auch durch die Hoffnung, sich einen Jünger und Anhänger zu gewinnen, bestochen. Beide fanden sich angezogen und geschmeichelt. Beide waren Einer voll von dem Lobe des Andern. Humboldt fand seinen Wirth so reich an neuen, großen und tiefen Ideen und war entzückt von der lebhaften und schönen Sprache, in der dieselben vorgetragen wurden. Er bewunderte den edlen Charakter Jacobi's und wußte nicht zu sagen, ob er eher seinen Kopf oder sein Herz erobert habe.¹⁾ Jacobi seinerseits hatte einen speculativen Kopf von außerordentlichem Scharfsinn in ihm gefunden, wie es wenige gebe und freute sich, mit dem jungen Manne so nach Herzenslust philosophiren zu können, wie er sonst mit seinem Freunde Wizenmann gekonnt habe.²⁾ Sechs Tage philosophirten sie so fort, während deren Humboldt Jacobi's Gast war. Ein Briefwechsel wurde verabredet und ein Wiedersehen für den nächsten Herbst, wo nicht früher, in Aussicht genommen.

Nur natürlich war jene erste Freude, welche Humboldt an Jacobi's Erscheinung gehabt hatte; bewundernswürdig dagegen, mit wie richtigem und feinem Urtheil er trotzdem Geist und Charakter Jacobi's durchschaute, nicht minder bewundernswürdig, mit welcher Selbständigkeit er sich dem hinreißenden Wesen desselben gegenüber zu halten wußte. Die angeknüpfte Verbindung bestand fort. Im fortgesetzten Briefwechsel wurden dieselben Themata schriftlich weiter besprochen, die man mündlich durchgesprochen hatte. Um Jacobi bei dessen Reise nach Pyrmont zu sehen, machte Humboldt im Sommer des nächsten Jahres einen Abstecher nach Hannover. Fünf Tage verlebte er daselbst, fast beständig mit Jacobi und gemeinschaftlich mit diesem im Kreise der Rehberg, Brandes und Zimmermann. Hier wieder trat ihm die persönliche Liebenswürdigkeit des Freundes entgegen; er empfand, wie sehr Jacobi's Werth gerade in seiner Persönlichkeit beruhe. Dabei jedoch überfah er keinesweges die Schwächen des Mannes, — seine Reizbarkeit und jene sublimen Eitelkeit, die durch das Gefühl des

1) Humboldt an Forster, G. W. I. 272. Auch für das Folgende bilden die Briefe an Forster eine unserer Quellen.

2) Jacobi an Forster, Werke Jacobi's III. 513.

Werthes seiner Ideen geabelt werde. Noch weniger ließ er sich, bei der immer gleichbleibenden Hochschätzung für Jacobi's Geistesgaben und Charakter, von dessen Schiefheiten und Excentricitäten fassen. Wie einseitig derselbe oft urtheile, hatte er bald inne. Es war ein Punkt seiner Correspondenz mit ihm, daß man nicht, wie Jacobi behauptete, das Uebersinnliche anschauen könne, und daß eine solche Behauptung zur Schwärmerei führe. Er sah in der Jacobi'schen Philosophie eine bedenkliche Vernachlässigung des Formellen der Erkenntniß. In allen diesen Stücken wehrte sich sein reiner und scharfer, nüchternen und unbestechlicher Verstand gegen des Fremdes Gefühlsweisheit und ging unangesteckt aus dem Contact mit den Ideen und dem Pathos desselben hervor. So weit hielt er zu Berlin, und offen, auf die Gefahr, sein Verhältniß zu Jacobi zu alteriren, erklärte er demselben bei gegebenem Anlaß, wie ganz anders er über Viester's moralischen Charakter denke als jener.

Aber anders, ganz anders war sein Verhältniß zu Forster. Durchaus verschieden war die äußere wie die innere Lebensentwicklung des Einen und des Anderen gewesen. In der Bequemlichkeit und Sorglosigkeit des Reichthums war Humboldt aufgewachsen. Von früher Jugend auf hatte Forster die Bitterkeit des Mangels, den Zwang der Arbeit um Brod empfunden. In der Einsamkeit des väterlichen Landhauses und in den geistreichen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt hatte jener seine erste Bildung empfangen. Dieser hatte aufgehört, Kind zu sein, wo Andere es erst recht zu sein anfangen. Das Lernen seiner Kinderjahre schon war ähnlich wie das Studiren des Mannes gewesen. Er hatte aus der Hand in den Mund nicht blos gelebt, sondern auch gelernt. Zu einer Zeit, wo Humboldt noch einen Hofmeister neben sich hatte, hatte er selbst bereits geschulmeister und geschriftstellert. Als ein Siebzehnjähriger hatte er seinen Vater auf der Weltreise begleitet, als ein Zwanzigjähriger diese Reise beschrieben. Er hatte leben, handeln, arbeiten müssen, ehe er erzogen war: die Welt war seine Schule, das Leben seine Erziehung gewesen. Und wie er nun aus dieser bewegten Schule, aus dem praktischen in das Ideenleben hinübertrat: wie war er da wieder durch den Zufall den ganz entgegengesetzten Weg als Humboldt geführt worden! Es ist der Jacobi'sche Kreis, in den er hineingeräth. Gerade die Gefühls- und Glaubensrichtung nimmt ihn zuerst in Be-

schlag und erfüllt ihn mit herzlicher Abneigung gegen die Männer, denen Humboldt seine erste Bildung verdankt. Er ist vollkommen bereit, sich in die Abenteuer der deutschen Mystik und der Schwärmerei zu stürzen. Den als Knaben schon die Wunder des Oceans und ferner Welttheile gelockt haben, den reizen jetzt die Geheimnisse der Rosenkreuzerei. Aber seine gesunde Natur, sein guter, an etwas Besserem als an Speculation geübter Verstand entfesselt ihn bald wieder und führt ihn von asketischer und schwärmerischer Gläubigkeit zu frischer Lebensfreude und rationalistischen Ansichten zurück. So fand ihn Humboldt in Göttingen und Mainz. Ihm imponirte zuerst die ganze Erscheinung und das Auftreten Forster's; er fand sich alsbald beglückt durch die Freundschaft und das Vertrauen, das dieser ihm bezeugte. Die Liebenswürdigkeit des jungen Weltumseglers war bezaubernd. Aus dem offenen Gesicht mit den großen hellen Augen leuchtete das Feuer seiner Seele und die Kindlichkeit seines Herzens. Seine warme und strömende Rede ging in's Gemüth. Ein eigenthümlicher jugendlicher Schwung lag in seinem Wesen, um so ergreifender, da hinter seinen dreißig Jahren schon ein ganzes reiches Leben von Noth, Arbeit und Erfahrung lag. Vor dem älteren und erfahreneren Manne fühlte Humboldt Respekt: aber an der hellen Flamme seiner Jugendlichkeit entzündete sich Alles, was auch in ihm jung war. Beides zog ihn an, in Beidem fühlte er ein Stück seiner eigenen Natur. Denn auch an ihm schätzte der Andere das „jugendlich warme Gefühl bei so männlichem Geiste, so reifer und vorurtheilsfreier Vernunft.“ Dies Doppelte gerade, die weiche Empfindsamkeit, der männlich kalte und starke Verstand machte ja wirklich die Eigenthümlichkeit von Humboldt's Wesen aus, und Beides war damals mit der natürlichen Lebhaftigkeit und Frische der Jugend verbunden, war damals noch nicht durch die Uebung diplomatischer Praxis verdeckt, versteckt und abgeglättet. Alles das aber trat ihm an dem Freunde ebenso entgegen. Er bewunderte die fruchtbare Fülle von Ideen, die sich diesem bei jeder Gelegenheit aufdränge, die lebendige Klarheit, mit der er sie darstellte. Er fand sich mit ihm in dem gleichen Eifer und der gleichen Begeisterung für das Wahre und Gute zusammen, und ganz seinem eigenen sanften, milden und rücksichtsvollen Charakter entsprach die Schonung jenes für Alles, was Andere für wahr und gut halten. Das zärtliche und gefühlvolle Herz Hum-

Humboldt's entzündete sich an dem Herzen, das sich so bereitwillig angeschlossen und so gern durch Liebe beglückte. Er liebte damals Forster, er schwärmte für ihn, wie junge Leute für einen Dichter schwärmen, der mit dem Vorzugsrechte der Poesie ihre eigne Gemüthswelt ihnen glänzend und durch das Feuer der Phantasie vergoldet entgegenbringt. Die Schwächen des Lieblingsdichters werden übersehen: denn der Geliebte ist ein Dichter und sie selbst sind jung. Genau dies war Humboldt's Fall mit Forster. Forster's Schwächen waren von der Art, daß sie dem jugendlichen Humboldt entgehen mußten, aber auch nur dem jugendlichen entgehen konnten. Was in Humboldt Jugend war, das war in Forster ausgereifte Charaktereigenthümlichkeit; was dieser vor ihm voraus hatte, wodurch er ihm imponiren konnte, das war gerade von der Art, daß ihm nur der Jüngling nicht widerstehen konnte. Der Mann pflegt einen anderen Lieblingsdichter zu haben als der Knabe. Ebenso ging es Humboldt mit dem Freunde, dem er in den Jahren 1788 und 1789 sich näher fühlte als irgend einem Anderen, mit dem er sich damals „so ganz und wie sonst mit Niemand“ zu verstehen bekannte. Forster lag längst in seinem Grabe und ruhte von den Leiden, die ihn frühzeitig in dasselbe hinabgerissen hatten; mehr als Eine Generation war über die Erde gegangen; Napoleon hatte Europa und Europa hatte wieder Napoleon besiegt: da, am Ende seines Lebens, schrieb Humboldt ein Urtheil über Forster nieder, welches in seiner leidenschaftslosen Härte grell gegen den begeisterten Ton der Briefe absteht, die er einst von Göttingen aus mit Forster gewechselt hatte. Der ganze Gegensatz des beiderseitigen Lebensganges, die ganze Differenz ihres beiderseitigen Charakters lag diesem späten Urtheil zu Grunde. Jenes Feuer der Empfindung, an dem er sich einst erwärmt hatte, nannte er nun ein scheinbares Feuer. Tiefe der Empfindung sprach er nun ihm ab; überall habe „der Rückblick auf sich“ durchgeleuchtet; selbst seine Aufopferungsfähigkeit habe im letzten Grunde Selbstgefälligkeit und das Bedürfniß, sich zu fühlen, zum Motiv gehabt.¹⁾ Wie es sich mit diesem Urtheil verhalte: es war nicht das Urtheil des damaligen Humboldt. Das Verhältniß Humboldt's, des Jünglings, zu Forster war so innig, wie später das Verhältniß Hum-

1) Briefe a. e. F. II. 19.

Humboldt's, des Mannes, zu Schiller. Mit Recht hat man auch sonst schon beide Verhältnisse parallelisirt, so wie man mit Recht Forster mit Schiller verglichen hat. Als Menschen wie als Schriftsteller hatten diese Beiden so Manches gemein. Der idealistische Schwung ihres Geistes, ihr Sinn für das Freie und Humane, ihre Abneigung gegen die abstrakte Speculation neben so viel Neigung zum Philosophiren, jene mit männlichem Ernst gepaarte Jugendlichkeit, jene Richtung auf das Rhetorische und Pathetische, jenes Geschick und jene Geläufigkeit in phantasiegeschmückter Diction, das Alles erinnert in dem Einen fortwährend an den Andern. Aber sie waren sich ähnlicher noch in dem was sie für Humboldt waren. Gerade die genannten Eigenschaften zogen diesen hier wie dort an. In beiden Fällen fand er eben das, was er stets am meisten bedurft hat. Sein Geist war ein bescheidener und schüchterner, ein stiller und empfänglicher Geist. Selten war derselbe geneigt, die Initiative zu ergreifen. Der Ideenstoff, der in ihm schlummerte, wollte durch das Gespräch geweckt und in Bewegung gebracht werden. Gerade jene lebhaften Schwingungen des geistigen Lebens, in denen sich die Forster und Schiller fast immer befanden, waren nöthig, um ihn anzustoßen und warm zu machen. Beide besaßen sie die prompte Productivität, die ihm abging. Beide jenes Entgegenkommen des Gedankens und der Empfindung, vor welchem dann sein schüchterner Geist, begeistert durch die empfangene Anregung, nicht zögerte sich aufzuschließen und mitzutheilen.

Wenn aber schon das Wesen Forster's dem Humboldt's, so homogen war, wenn ihm die Art des Freundes so anregend wohlthugend war, so waren sie sich vor Allem auch in ihren Ansichten, in dem Standpunkte ihrer Lebens- und Weltanschauung gleich. Von entgegengesetzten Einseitigkeiten ausgegangen, trafen sie gegenwärtig auf einem gemeinsamen mittleren Orte zusammen. Forster hatte den Mysticismus hinter sich gelassen, aber er war darum nicht in das Lager der Aufklärer übergegangen. Humboldt hatte frühzeitig in seinem Gemüthsleben die Ergänzung zu der rationalistischen Einseitigkeit der Berliner gefunden, aber er hatte darum nicht aufgehört, den Kopf hoch über dem Herzen zu tragen und der Vernunft in allen Stücken den Vortritt zu lassen. Beide begegneten sich in der schönen Klarheit, womit sie alle Dinge übersahen, in der unpartei-

schen und echt humanen Schätzung alles Menschlichen. Sie liebten beide die Helle und mieden beide nur die Dürre des Verstandes. Die Tiefen des menschlichen Gemüthes waren ihnen wohl bekannt, aber ohne ihnen gefährlich zu werden. Ihr gesundes Auge war gleich frei von der Kurzsichtigkeit der Nicolaiten wie von der Uebersichtigkeit der Jacobiten. Sie waren vor Allem erhaben über die Parteilichkeit und über den Fanatismus des einen wie des andern Lagers. Sie waren endlich überhaupt nicht Männer der Schule: Forster eingeständnermaassen ein Dilettant in philosophischen Dingen, und Humboldt nur erst ein Neuling in dem Studium der Kant'schen Schriften. Sie verstanden sich folglich über alles Menschliche miteinander, sowohl was ihre theoretischen Ansichten als was ihre praktische Haltung dazu angeht. Sie hatten die gleiche wissenschaftliche und die gleiche menschliche Gesinnung. Sie fühlten sich darin um so mehr einig, je weniger nach den Interessen, welche damals das deutsche Geistesleben bewegten, von etwas Anderem als dem Allgemeinen und wiederum dem Individuellsten unter ihnen die Rede war. Man war damals einig, wenn man in literarischen Dingen den gleichen Geschmack hatte und wenn man in Beziehung auf die höchsten Fragen, in Beziehung auf die Religion, überein dachte. Und Humboldt und Forster dachten insbesondere über die Letztere ganz überein. Der Standpunkt Forster's war der der absoluten Humanität, oder, um es anders zu sagen, der Standpunkt Lessing's. Er besaß jene echte, jene unbedingt tolerante Toleranz, die Toleranz, die ebendamt Religion ist. In dieser Gesinnung wies er, der Protestant in einem katholischen Staate, der Freund Lichtenberg's und der Freund Jacobin's, auf das Beispiel England's hin, wo freier als irgendwo sonst das Recht geübt werde, jede Religionsmeinung zu bekennen und für jede zu werben und wo darum nichts desto weniger echte Religiosität zu Hause sei, ja frommer und blinder Glaube unerschüttert fortbestehe. So schrieb Forster, und Humboldt fand das ganz in dem Geiste geschrieben, in welchem er eben damals recht Vieles geschrieben wünschte. Er selbst schrieb um diese Zeit den ersten Entwurf eines Aufsatzes über Religion, den er später seiner ersten Schrift einverleibte — einen Aufsatz, in welchem er — in vollkommener Uebereinstimmung mit den Lessing und Forster — ausführte, daß Religion durchaus subjektiv, beruhend auf der Eigenthümlichkeit der Vorstel-

lungsart jedes Menschen sei, daß der Mensch in alle Wege Achtung vor der Denkungs- und Empfindungsweise des Menschen haben müsse, daß folglich die absoluteste Toleranz die einzig vernünftige Haltung sei, die der Staat wie der Einzelne dem religiösen Glauben und Bekenntniß gegenüber einnehmen können. Die Uebereinstimmung der beiden Männer aber kam auf noch schlagendere Weise zum Vorschein. Im Augustheft des Jahres 1789 hatte die Berliner Monatsschrift ein neues Document zur Warnung vor den der protestantischen Religion drohenden Gefahren gebracht. Sie hatte den Brief eines Beamten im Rheingau an die katholische Wittve eines Protestanten veröffentlicht, worin der Brieffschreiber der ihm befreundeten Frau mißrieth, ihre Söhne protestantisch erziehen zu lassen. Dieser Brief, natürlich, sollte den Proselytenmacher öffentlich an den Pranger stellen und als abschreckendes Beispiel von der Persidie der im Geheimen für ihre Confession werbenden Katholiken dienen. Man hatte aus einer Mücke einen Elephanten gemacht. Man hatte mit voreiliger Indiscretion einen unbescholtenen Mann vor das Publicum gebracht. Dieses Verfahren indignirte Forster. Es schien ihm weder human, noch tolerant, noch anständig, noch ehrenhaft. Er stellte sich also diesmal auf die Seite der Garve, Jacobi und Schlosser. Anders doch als diese: mit stichhaltigeren Gründen als Garve, mit edlerer Leidenschaftlichkeit als Jacobi. Der Intoleranz der Aufgeklärten gegenüber verfocht er in dem Aufsage „Ueber Proselytenmacherei“ das Recht der echten Toleranz. Er sprach für jenen Lessing'schen Protestantismus der absoluten Geistesfreiheit und der Liebe. Er kämpfte mit praktischen, wie mit philosophischen Argumenten gegen das *Nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis* und gegen das Pfäffische in dem Gebahren der Berliner. Er sprach sich auf's Bestimmteste gegen ihren Verdächtigungseifer und ihr indiscretos Zufahren aus, und er schloß mit Worten Lessing's aus der Mathansfabel von den drei Ringen. Der Mitverfasser dieses Aufsages aber war Humboldt, welcher eben jetzt, im September 1789, auf einem zweiten, vierzehntägigen Besuche bei seinem Freunde in Mainz war. Unter seiner und Sömmering's kritischer Assistenz entstand dieses Manifest der freieren Religions- und Lebensansicht gegen die kleinlich-beschränkte des Berliner Journalisten. Täglich las Forster den beiden Freunden vor, was er geschrieben, und änderte was Humboldt nicht be-

stimmt genug oder Sömmering nicht hinreichend verlausulirt fand. Täglich philosophirten die beiden Männer über das Thema dieses Aufsatzes. Als er fertig war, da hätte ihn auch Humboldt unterschreiben können. Es war auch sein Glaubensbekenntniß, welches ebenso gegen rechts wie gegen links abschnitt. Denn Jacobi fand sich heftig durch die ursprüngliche Einleitung des Aufsatzes verstimmt, und Biester, an welchen derselbe zur Aufnahme in die Monatschrift eingeschickt ward, druckte ihn erst nach längerem Zögern und auch dann nicht ohne verwahrende Zusätze ab.

Seltfam fürwahr! Ueber Gewissensfreiheit und Bekehrungseifer, über Aufklärung und Toleranz disputiren diese Männer unermüdlich — Forster, der nachmalige Revolutionair und Humboldt, der nachmalige Staatsmann, — disputiren sie unermüdlich in demselben Augenblicke, wo in Frankreich die große Staatsumwälzung im Gange war, die ein Menschenalter hindurch den ganzen Welttheil mit den gewaltsamsten Erschütterungen heimsuchen sollte. Seltfamer noch, in der That, als es auf den ersten Anblick erscheint. Denn nicht von Göttingen war Humboldt diesmal nach Mainz gekommen, sondern direkt von dem Schauplatze der Revolution. Das Menschlich-Große und Interessante von Hergängen, wie sie seit dem Juni 1789 von Paris her durch die Zeitungen berichtet wurden, konnten ihm nicht wohl entgehen. Seine Studienzeit ging mit dem Herbst dieses Jahres zu Ende. Da bot sich ihm die Gelegenheit, in bester Gesellschaft Paris zu sehen. Sein ehemaliger Hofmeister Campe, der jetzt in Braunschweig den Vertrieb der pädagogischen Aufklärung literarisch und buchhändlerisch besorgte, hatte, im vollen Jubel über jene Zeitungsnachrichten, den Beschluß gefaßt, der „Leichenseier des französischen Despotismus“ in eigener Person an Ort und Stelle beizuwohnen. Mit Campe und einem dritten Begleiter gab sich daher Humboldt in Holzminden ein Rendezvous, und von hier aus reisten sie am 19. Juli durch Westphalen und Brabant nach Paris¹⁾. Die Nachricht von der Erstürmung der Bastille und Schaaren französischer Flüchtlinge kamen ihnen schon in Aachen entgegen. Nur um so mehr eilten sie durch das aufgeregte Brabant, „um wenigstens den zweiten Akt der großen Weltbegebenheit mit

1) Briefe a. e. S. II. 189.

anzusehen“. Sie erreichten ihre Absicht. In Aachen und Rüttich mit französischen und preussischen Pässen, in Valenciennes mit der neuen Nationalkokarde versehen, kamen sie am 3. August in Paris an. Eben recht, um Zeugen des Enthusiasmus zu sein, in welchen die Hergänge der folgenden Nacht ganz Paris versegten. Und in jeder Weise nutzten sie nun die wenigen Wochen, die sie für ihren Pariser Aufenthalt angefaßt hatten. Weder die Merkwürdigkeiten des alten Paris noch die Wunder des neuen Frankreich ließen sie sich entgehen. Mit zwiefachem Interesse sahen sie das Palais Royal, die Tuileries und den Schauplatz des Kampfes vom 14. Juli. Sie nahmen die Herrlichkeiten von Versailles in Augenschein. Sie waren Zuschauer und Zuhörer bei den Debatten der Nationalversammlung. Ein Zufall gestattete ihnen, sich unter die Deputirten zu mischen, als diese am 13. August Ludwig XVI. die Adresse überreichten, welche den König als Wiederhersteller der französischen Freiheit begrüßte. Einer Sitzung der französischen Akademie durften sie am Tage des heiligen Ludwig beivohnen, und um nichts zu versäumen was mit Paris und mit der Revolution in Zusammenhang stand, so hatten sie bereits vorher eine Wallfahrt nach Ermenonville zum Grabe Rousseau's gemacht.

Leider besitzen wir über diese Pariser Reise nur den Bericht von Campe¹⁾ und in diesem Bericht ist, wie billig, Campe die Hauptperson. Unzweifelhaft ist nur soviel, daß Humboldt die Dinge so nicht gesehen haben wird, wie sie der gute Canonicus sah. Dieser, in der That, sah sie mit der Urtheilslosigkeit eines Kindes. Was er in Deutschland gelernt hatte, waren die Worte: Licht und Wahrheit, Aufklärung und Vernunft. Was er in Frankreich fand, galt ihm als die Wirklichkeit jener Worte. Er erblickte in der Revolution den Triumph der Vernunft, das unhintertreibliche und unzerstörbare Werk der „Cultur und Aufklärung“, die, wie er meinte, in Frankreich weiter gediehen sei als irgendwo sonst in der Welt. Denn für Cultur und Aufklärung nahm er Alles, was ihm hier entgegen kam, die Höflichkeit des Postmeisters, die Politesse des Steuerbeamten, den Leichtsinne des Volkes und den Witz des Gamins. Noch in der furchtba-

1) In dessen „Reise von Braunschweig nach Paris“ und vor Allem den „Briefen aus Paris, zur Zeit der Revolution geschrieben“.

ren Frivolität und Grausamkeit des Pöbels fand er Spuren von Geist und Verstand und die Bestätigung seines Refrains, daß „alle Anstalten des Despotismus zur Unterdrückung der Vernunft fortan vergeblich sein würden“. Ganz närrisch aber wurde der ehrliche Philanthrop, als er im Sterbezimmer Rousseau's, als er jener Pappelinsel gegenüberstand, auf welcher sich das Grab des Verfassers des *Emile* befindet. Auch in seinem jungen Begleiter war ein gut Theil Empfindsamkeit und ohne Zweifel ein gut Theil Sympathie mit den Ideen, den Leiden, dem Ruhme von Jean Jacques. Aber er urtheilte zu scharf und er fühlte zu tief als daß ihn nicht der Zopf der Sentimentalität und die Begeisterung aus Nüchternheit, wie sie Campe zeigte, um alle Andacht an der Stätte hätte bringen müssen, die sonst wohl auch ihm eine Thräne gekostet hätte. Er wird, seiner Aufklärungsbildung zum Trotz, eben so wenig die Anschauungsweise und die Urtheile seines Lehrers in Beziehung auf die Zustände und Hergänge der Revolution getheilt haben. Er war schwerlich reif oder vorschnell genug, er war, was mehr ist, nicht einmal geneigt und interessirt genug an dem Staatlichen, um über Fortgang, Folgen und Ausgang der Bewegung ein pragmatisches Urtheil zu wagen. Eine so kurz angebundene Ueberzeugung, einen so scrupellosen Enthusiasmus erzeugten bei ihm die Pariser Dinge nicht: er schilderte die Pariser Freiheit seinem Forster so, daß sie auch diesem keinesweges paradiesisch erschien. Er sah sie aber überhaupt, wie wir denken, viel mehr mit dem Auge des Philosophen als mit dem des Politikers. Weniger das Politische als das allgemeine Menschliche interessirte ihn daran. Was er sonst mit Leidenschaft im Einzelnen studirte, das studirte er hier im Ganzen und Großen. Wie das Menschen-treiben im Palais Royal, so beschaute und beobachtete er was ihm von der Revolution unter die Augen kam, — das Eine und Andre als Scenen und Bilder des menschlichen Lebens in größerem und größtem Formate. Und wahrscheinlich, daß ihm auch dabei noch das Einzelne interessanter war als das Ganze; daß ihn mehr als die Debatten der Nationalversammlung die Figur und Physiognomie Mirabeau's, mehr als der Pomp der Akademie die Rede des Abbé Barthelemy anzog. Er hatte reichlich Gelegenheit, die ganze Nation in ihrer interessantesten Situation zu beobachten. Er schätzte es wahrscheinlich nicht minder, die Mercier und Berquin, die Lalande

und Villoison, soviel politisch und soviel literarisch bedeutende Männer von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt zu haben.

Am 5. September war Humboldt mit Campe in Mainz wieder eingetroffen. Sie hatten am 27. August Paris verlassen und ihre Rückreise durch die Champagne über Metz gemacht. Ehe indeß Humboldt sich jetzt, nach dem Ablauf seiner Universitätszeit, zur Ableistung seines juristischen Probecursus nach Berlin begab, wollte er noch ein anderes Stück Welt und Natur sehen. Er wollte nach der Schweiz. Seine Reisebriefe an Forster, der ihm am 22. September das Geleit bis Oppenheim gegeben, lassen uns seinen Weg sowie die Methode seines Reisens verfolgen. Es ist ihm um große und schöne Natur, es ist ihm mindestens eben so sehr um erweiterte Menschenkenntniß zu thun. Für die Schönheiten der Natur hat er einen tief empfänglichen Sinn. Die ausgesuchte Lage von Heidelberg, die wechselnden Landschaftsbilder des Neckarthals faßt er mit einem Blicke voll sinniger Empfindung auf. Die großartigen Bilder vollends der Schweizerischen Natur setzen sein Empfindungsleben und seine Phantasie in Bewegung, so zwar daß sich diese Eindrücke ihm sogleich in's Geistige und Menschliche übersetzen. Die thürmenden Gebirge, die schneebedeckten Felsmassen wecken in seiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft. In der Enge von unersteiglichen Gipfeln umschlossener Thäler fühlt er alles Nahe, Gegenwärtige und Gewisse in seiner Seele verschwinden und sich von Träumen des Vergangenen, Zukünftigen und Entfernten umschwebt. Er wünscht nichts sehnlicher als einmal mit seinem Forster zusammen eine Gebirgsreise machen zu können.

Besser als von diesen Empfindungen ließ sich über die Menschen berichten, die er aller Orten aufzusuchen als einen zweiten Hauptzweck seiner Reise betrachtete. Ueber die Menschen: das heißt über die gelehrten und literarischen Celebritäten, nicht über die Menschen wie sie im Ganzen und in der Masse sind, nicht über Landes-, Stammes und Nationalcharakter. Es ist das Individuum und es sind die individuellen Ansichten der Menschen, ihre Art zu sein und sich zu geben, was ihn interessirt. Ein Register aller Notabilitäten und eine ganze Mappe von Empfehlungsbriefen wird ihn begleiten haben. Er verfehlt Jffland in Mannheim, aber gleich mit Mieg in Heidelberg werden die Mainzer Discurse über die „Intoleranz

der Vernunft“ fortgeführt. In Stuttgart philosophirt er mit Abel; er sieht den Dichter Schubart; er zeichnet mit ein paar Strichen den Eindruck, welchen die Reuß, Schwab, Drük auf ihn gemacht haben. Ueber Tübingen geht sodann die Reise nach Constanz und Schaffhausen. In den ersten Tagen des October ist er in Zürich. Der Freund Viester's muß natürlich vor Allem die Bekanntschaft des seltsamen Mannes machen, in welchem die Geniesüchtigen und die Empfindsamen ihren Apostel verehrten, diesen wunderlichen Heiligen, der den Anderen ein Narr, wo nicht ein Betrüger ist. Ein Brief Jacobi's führt ihn bei dem Physiognomen ein. Ihm selbst hinwiederum ist dieser durch Jacobi's freundschaftlichen Enthusiasmus auf's Beste empfohlen: auch nach dem, was er selbst von ihm gelesen, erwartet er sich einen Mann, der zwar ein Schwärmer, aber doch ein Schwärmer von Geist sei. Aber so geübt in Menschenbeurtheilung und von so untadliger Verstandesgesundheit ist der junge Reisende, daß alles gute Vorurtheil, das er mitgebracht und aller Flitter, womit Lavater umgeben ist, ihn über dessen innere Hohlheit nicht zu täuschen vermag. Für Göthe hatte der Lavater'sche Enthusiasmus etwas Verzauberndes: für Humboldt's klaren Geist existirte dieser Zauber nicht. Stellen wir uns vor, daß er jetzt über Nicolai zu urtheilen gehabt hätte. Wir sind gewiß, daß er die Einseitigkeit und Beschränktheit des Aufklärers par excellence ebenso sicher getroffen hätte, wie die Leerheit und Armseligkeit des Genialitätshelden. Aus lauter Einbildung, ein Genie zu sein und aus lauter Prätension, für geistreich und tiefsinnig zu gelten, war Lavater zum Strohkopf geworden. Was er für Geist verkaufte war so trivial wie die Trivialitäten Nicolai's. Aber es ging ihm wie dem Don Ramudo in der Komödie. Je heruntergekommener, desto prätentioser, je ärmer, desto aufgeblasener. Er umhing sich mit den Lumpen der Genialität, um seine Blöße zu bedecken; er trieb Charlatanerie mit Geist, und es gelang ihm damit, nicht blos Andre, sondern auch sich selbst zu täuschen. Diesen Besucher jedoch täuschte er nicht. Ganze vierzehn Tage blieb unser Reisender in Zürich und versäumte keinen davon, dem Propheten und dem prophetischen Genieapparat beizukommen. Als er abreiste wußte er vollkommen Bescheid. Er fand einen kleinen Geist, — so berichtet er an Forster —, dem ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle

und Spielerei in Worten alle Kraft rauben. Wahre Spielereien fand er die Beschäftigungen des großen Mannes. Die pappenen Futterale auf den Bücherbrettern, die eingerahmten Spruchtäfelchen an den Wänden und all' die andern Merkwürdigkeiten des Lavater'schen Studirzimmers werden uns enthüllt. Mit Recht fragte sich Humboldt, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit koste? Schonender urtheilte er über die Physiognomik. Er ließ ihr eine Idee und konnte es interessant finden, sich recht in dieselbe hineinzuträumen. Alles in Allem, so war Lavater für ihn keine Größe mehr. Immer bestimmter sehen wir ihn eine mittlere Haltung zwischen dem Verstandes-, und dem Gefühlsextrem einnehmen, gleich bereit die Berechtigung beider Seiten anzuerkennen, gleich befähigt, die Schwächen beider zu durchschauen, gleich abhold dem Fanatismus und den Ungerechtigkeiten beider, gleich weit hinaus über die ideenleere und trockne Verständigkeit der Einen und über die fade Empfinderei und den unwahren Genieprunk der Andern.

Von Zürich aus besuchte er Zug und Luzern, durchwanderte zu Fuß einen Theil des Berner Oberlandes. Ueber Bern und Neuchâtel führt ihn sein Weg sodann nach Basel. In Freiburg darf er Jacobi's Bruder nicht vorbeigehn. In Colmar wird Pffel, in Straßburg Brunk, Herrmann und Oberlin aufgesucht. Anfang December endlich, nachdem er in Karlsruhe noch Schlosser's Bekanntschaft gemacht, fand er sich wieder bei seinem Forster in Mainz. Wir dürfen uns vorstellen, daß dem schriftlichen ein mündlicher Reisebericht folgte. Aber Forster, gewiß, lenkte diesmal das Gespräch auch, und lebhafter als früher, auf die Politik. Die Verhältnisse des deutschen Reichs, der Türkenkrieg und vor Allem die inzwischen soviel weiter vorgedrückte Revolution in Frankreich werden die Dinge gewesen sein, die zwischen den Freunden zur Sprache kamen. Sie trennten sich nach wenigen Tagen des Wiedersehens am 8. December, um sich nie wiederzusehen.